

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Hitzwellen.

Von Edith Rode-Rebelong.

Er war nach der Stadt gekommen und telephonierte gleich am Morgen an sie. (Ihre beiden Herzen klopften an je einem Ende der Leitung.)

„Ob sie den ganzen Tag mit ihm zusammen sein könnte — er möchte sich so gern einmal gründlich von ihr die Stadt zeigen lassen, gerade jetzt, wo sie so angenehm menschenleer wäre?“ (Nebengedanke: Heute werde ich endlich die Gelegenheit benutzen und es sagen können!)

„Ja, sie wollte ihm sehr gern die Stadt zeigen, es träfe sich gerade so glücklich, daß Vater und Mutter einen Besuch außerhalb machten. — Ob sie sich im Thorwaldsen-Museum oder auf der Ausstellung treffen sollten?“ (Nebengedanke: Ja sage Ja.)

„Er möchte am liebsten mit einem kleinen Gang durchs Grüne anfangen, z. B. im Zoologischen Garten, am Apis-Tempel?“ (Herzklopfen.)

„Sehr schön, also im Zoologischen Garten am Apis-Tempel.“ (Verstärktes Herzklopfen.)

Sie trafen sich. — (Wie peinlich, sie langte zuerst an, aber schob wieder ab und kam später mit gemachter Gleichgültigkeit von der entgegengesetzten Seite anspaziert. Doch da hatte er schon zehn Minuten gewartet und war ziemlich matt sowohl von der Hitze wie von dem Gedanken, daß sie unmöglich seine Gefühle erwidern könnte, wenn sie eine derartige Ruhe an den Tag legte.)

„Guten Tag, wie geht es Ihnen?“ „Danke, gut, und Ihnen?“ „Ach und solche Hitze.“ „Ist es draußen bei Ihnen auch so heiß?“ „Wie hübsch, daß wir uns einmal wiedersehen.“ „Ja.“ „Puh.“ — Pause.

Sie schlenderten im langsamen Tempo los. Besahen sich die Bären und Affen und Walrosse, Giraffen und Hunde und Papageien, Rosen und Fische und Raubtiere. Puh!

„Solche Hitze.“ — „Ja, schrecklich.“ „Wollen wir nun in die Ausstellung gehen?“ „Wollen wir nicht erst frühstücken?“ — „Frühstücken, ja.“

Das Frühstück wurde schweigend verzehrt. Einen kurzen Augenblick trat Aenderung ein, als das eiskalte Bier die trocknen Röhren kühlte.

„Prosit, Sie wissen nicht, wie sehr ich mich freue, Sie zu sehen.“ — „hm“ — „Prosit“ — „Danke“ — „hm“ — (krampfhaftes Essen.)

Aber als sie sich das nächstmal zutrinken wollten, war das kalte Bier warm geworden, und die warmen Worte zerschmolzen. Sie lächelten bloß matt.

Sie fuhren mit einem Auto nach der Ausstellung und der Luftzug während der Fahrt belebte sie sichtlich. Und als er ihr aus dem Wagen half, drückte er einen kurzen Augenblick ihre Hand. Doch dann wurde ihnen beiden so schrecklich heiß, daß ihnen nichts weiter übrigblieb, als sich schleunigst loszulassen und die Stirne mit den Taschentüchern zu trocknen. Puh!

In der Ausstellung war es keineswegs menschenleer; es erschien ausgerechnet immer jemand, wenn man erwartete, den Raum für sich allein zu haben. Andererseits waren auch wieder nicht so viele, daß man in der Menge verschwinden konnte. Es war ein richtiges unangenehmes Mittel Ding.

„Man sollte meinen, daß es in solchem Lokale kühler wäre,“ sagte er.

„Ja, das sollte man.“ „Aber es ist es nicht.“ „Nein, das ist es wirklich nicht.“

Sie betrachteten schweigend die Bilder, sogar etwas feindlich, als ob es eine unangenehme Pflicht wäre.

„Wollen wir auch noch gleich das Thorwaldsen-Museum abmachen?“ fragte sie in gelinder Verzweiflung, als sie auf dem glühenden Museumsplatz standen.

Er meinte, sie sollten lieber eine Erfrischung zu sich nehmen. „Ob sie sich etwas aus eiskaltem Rheinwein macht?“

„Ja, sehr viel.“ Und so fuhren sie denn nach Trooli hinaus und bekamen ihren eiskalten Rheinwein.

Ach, wie kalt und gut der war. Und sie versetzten beide in ein sanftes Hindösen. Ihre Herzen klopften, wenn auch nur schwach. — Sie unterdrückte mühsam einen unbezwinglichen Drang zu gähnen, und er sah und rieb und rieb seine schweißglänzende Stirne.

„Man sollte sich eigentlich ein bißchen was ansehen,“ sagte er, aber er rührte sich nicht von der Stelle dabei. Die Wärme hatte ihn wieder übermannt. Sie schob kleine Stüchden Eis in den Mund, als ob sie ihn erst schmieren wollte, bevor sie antwortete.

„Wie schön wäre jetzt ein Seebad,“ sagte sie.

„Ja, aber dann wollen wir doch baden gehen,“ sagte er. Draußen, auf der Badeanstalt trennten sich ihre Wege. Die Damen links, die Herren rechts.

„Bis auf Wiedersehen.“ „Bis auf Wiedersehen.“

Eine halbe Stunde später trafen sie sich schweißtriefend auf der Brücke.

„Das war erfrischend,“ sagte er schwach.

„Herrlich,“ murmelte sie.

Und nach Luft schnappend eilten sie nach der Stadt zurück. „In einem solchen Tage weiß man fast nichts anderes anzufangen, als zu essen,“ sagte er.

„Ja, wenn man bloß könnte,“ sagte sie.

Als sie beim Mittagessen saßen, das sie kaum anrührten, nahm sie sich zusammen.

„Wann er sich gedacht hätte, nach Hause zu fahren?“ Sechs Uhr dreizehn hatte er sich gedacht.

Sie stellten beide mit einer gewissen Verzweiflung fest, daß es noch eine ganze warme Stunde bis dahin war.

„Es wird heiß im Zug sein,“ meinte sie.

„Zum ersticken,“ antwortete er.

Die Zeit verstrich — — entsetzlich langsam.

Mit einer letzten verzweifelten Anstrengung begleitete sie ihn zur Station. Aber als er endlich in seinem Abteil angelangt war und möglichst verbündlich mit dem halben Oberkörper aus dem Fenster hing, waren noch fünf Minuten bis zum Abgang des Zuges. Sie fuhr in halbtöner Verzweiflung mit dem Taschentuch über ihr rotes Gesicht. Da erwachte irgendwo in ihm das Echo eines vergessenen Herzklopfens, eines armen, zerschmolzenen, gestorbenen Herzklopfens, und er sagte weich: „Weinen Sie?“

Aber sie hatte nicht das geringste Herzklopfen mehr. Sie stierte ihn an, mit Blicken, wie ein gelochter Hummer.

„Nein, ich schwitze,“ antwortete sie.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Feida E. Vogel.)

Medizin und bürgerliche Moral.

Von Dr. med. Norbert Marx.

Von noch größerer Bedeutung als die materiellen Schädigungen der Individuen durch den Kapitalismus sind die ideellen, die physischen und die psychischen, die dem Volk durch eine der Hauptstützen des Kapitalismus, die bürgerliche Moral, zugefügt werden.

Bis in die neueste Zeit waren dank des wohlgestifteten Bürgertums die Geschlechtskrankheiten ein Gebiet, von dem der ehrbare Mann und die noch ehrbarere Frau nichts wissen, geschweigs darüber etwas sprechen durfte. Sie waren eine Strafe des gütigen Gottes und dagegen etwas zu tun, wäre ein Eingriff in Gottes weisen Rathschluß. Deshalb durften auch solche Bösewichte ursprünglich nicht der Segnungen der Krankentassen, die von einem Kaiser von Gottes Gnaden errichtet wurden, teilhaftig werden. Das ist endlich in unserer gottlosen Zeit besser geworden, die Geschlechtskrankheiten werden als Krankheiten der gleichen Art wie andere betrachtet und behandelt. Aber noch ist die Frage nicht endgültig entschieden, sollen Knaben und Mädchen, bevor sie ins Leben treten, aufgeklärt werden und wer soll es tun: der Pfarrer oder der Arzt? Enthaltung bis zur Ehe predigen, Selbstbeherrschung, Stählung des Willens durch das Lesen frommer Bücher ist sehr leicht,

aber wer die Wohnverhältnisse der Proletarier kennt, wird von solch aussichtslosem Beginnen bald abkommen. Hier ist keine Aufklärung über das Geschlechtsleben mehr nötig, hier wurde die Hygiene schon in der Kindheit durch die brutale Macht der Wirklichkeit zerrissen; hier bedarf es nur noch einer Aufklärung über die Gefahren der Geschlechtskrankheiten und dafür brauchen wir den Arzt. Und auch die wohlgesitteten Kinder der Bordelhäuser sind in der heutigen Zeit der frommen Aufklärung entwachsen, wie die Statistiken an Gymnasien ergeben, wo schon 5 bis 10 Proz. der Schüler geschlechtskrank waren und noch sind.

Und wo haben sich diese Kinder insiziert? Bei der Prostitution, einem anderen Produkt der bürgerlichen Moral. Prostitution habe es immer gegeben, erklären uns ihre Verteidiger, die behäbigen Spleßer, und erinnern sich der Zeit, wo sie auch noch jung waren, und die muß es immer geben, und denken dabei an den schönen Ertrag für die Frau Gemahlin, die gerade verreiselt ist. Aber wie war die Stellung der Prostituierten in früheren Zeiten? Diese Entwürdigung eines weiblichen Wesens blieb unserer bürgerlichen Zeit vorbehalten. Sie betrachtet die Prostituierte als ein Aloselt, wo man sich quälender Stoffe entledigen kann, als einen Bligableiter für die Begierden der bürgerlichen Lüfllinge, um sie von den wohlgesitteten und anständigen Mädchen der Gesellschaft abzuhalten, wie sich einmal ein Professor ausdrückte; deshalb sind Bestrebungen zur Abschaffung der Prostitution zu verwerfen. Wie die Frauen zur Prostitution kamen, oder genauer gesagt zur Einschreibung, denn das ist das Charakteristikum, ist den bürgerlichen Moralisten gleichgültig. Aber nein, es gibt sehr ehrbare bürgerliche Wesen, die sich dieser verlassenen Geschöpfe annehmen, die hochehrbaren Wohltätigkeitsdamen: unbefriedigte alte Jungfern, ehrwürdige Matronen, die noch einen guten Platz im Himmel belegen wollen, nehmen sich dieser „Besunkenen“ an und bringen sie wieder auf den rechten Weg durch Ermahnungen über das Sündhafte ihres Wandels. Fragt einmal ein Mädchen der StraÙe, was ihr als schlimmstes zustoßen kann, und es wird euch sagen: von einer Matrone gemahnt zu werden. Auch diese Weisere der bürgerlichen Zeit wird bei Annahme des Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten verschwinden, denn dadurch wird die private Fürsorge in die öffentliche übergeführt, es wird keine Wohltäterei mehr geben, sondern es wird den Frauen, die Opfer der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft geworden sind, durch den Staat, der ihr Unglück verschuldet hat, die Hilfe gewährt, die es ihnen ermöglicht, sich wieder frei von den Verfechtern der bürgerlichen Moral zu machen.

Daß wir es hier mit Lebensuntüchtigen also Kranken zu tun haben, zeigen uns die neueren Statistiken, nach denen 80 Proz. aller Prostituierten unter dem geistigen Durchschnitt stehen, also als schwachsinzig zu bezeichnen sind.

Von diesem Surrogat der bürgerlichen Ehe wollen wir uns dieser selbst zuwenden. Das alte preuhische Landrecht kennzeichnet am besten, als was sie die bürgerliche Gesellschaft aussieht, mit den Worten: „Die Institution der Ehe ist geschaffen zur Erzeugung und Aufziehung von Kindern.“ Geistige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau, Recht des Individuums sind hier unbekannte Begriffe; das gleiche, nur in verschleierter Form, finden wir auch noch im jetzt geltenden Recht, das eine Klage auf Erfüllung der ehelichen Pflichten (lies: den Geschlechtsverkehr) zuläßt. Es ist bis jetzt zum Ruhm der bürgerlichen Gesellschaft kein Fall bekannt geworden, daß die Erfüllung dieser Forderung durch Polizeigewalt erzwungen wurde. Auf diese Rechtslosigkeit der bürgerlichen Frau in der Ehe sind die vielen psychischen Traumen (Verletzungen) zurückzuführen, die heute den Neuroärzten begegnen. Sie beginnen mit dem Baginismus (Scheidentrampf), der durch das brutale Verhalten des Mannes in den Mitternachten ausgelöst wird, der keine Einfühlungsfähigkeit in die zartere Frauenseele hat. Viel trägt dazu bei auch die auf Brüderie gerichtete Erziehung des Mädchens der bürgerlichen Gesellschaft, das absichtlich vor jeder sexuellen Aufklärung behütet wird und deshalb in der Hochzeitsnacht etwas Grauenhaftes erwartet, dem es hilflos und gefesselt ausgeliefert ist. Deshalb sagte schon vor 20 Jahren Ernst Gistrow (Pseudonym für Prof. Willy Hellpach) in seiner Broschüre „Liebe und Liebesleben im 19. Jahrhundert“, daß in der heutigen Zeit der bürgerlichen Weltanschauung die Hochzeitsnacht als der denkbar ungünstigste Anfang für ein Liebesleben in der Ehe zu betrachten sei. — Den anderen Opfern der bürgerlichen Moral begegnen wir dann in den Sanatorien und den Irrenanstalten. Typisch für die bürgerliche Heuchelei sind ihre Anschauungen über die doppelte Moral. Dem Mann ist alles erlaubt der Frau nichts. Was im Gesetz verankert ist, indem das Verheiratete der verlorenen Unberührtheit ein sofortiger Scheidungsgrund für den Mann ist.

Eine weitere Domäne der bürgerlichen Moralität ist das Gebiet der Abtreibung. Hier werden auch bei uns Sozialisten verschiedene Meinungen vertreten, indem die eine Richtung das uneingeschränkte Recht der Mutter über ihren Körper fordert (Genosse Prof. Raddbruch), während die andere den sehr wichtigen Einwand erhebt (Genosse Prof. Großjahn), daß jedes Individuum mit seinem Körper als Mitglied der Volksgemeinschaft dieser Rechenschaft über sich selbst schuldig sei. Diese zweite Richtung ist nach meiner Meinung erst vollberechtigt, wenn wir die sozialistische Gesellschaft haben. Da wir aber erst am Beginn der Umwandlung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft stehen, müssen wir daraus die Konsequenz ziehen und die bürgerliche Gesellschaft mit ihren eigenen Waffen schlagen. Wir müssen deshalb für Freigabe der Abtreibung eintreten, da es ein offenes Geheimnis ist, daß denen, die Geld

haben, immer die Hilfe kommt. Ein Gesetz, wie es die §§ 218 bis 220 enthalten, reizt auch zur Gesetzesübertretung an, indem es bekannt ist, daß pro Jahr ungefähr 500 000 kriminelle Abtreibungen stattfinden, denen 1912 z. B. 977 Verurteilungen gegenüberstehen. Für uns Sozialisten ist auch der Ursprung dieser Gesetze maßgebend. Sie stammen aus dem Judentum und Christentum, also aus Religionsgemeinschaften, die ein großes Interesse hatten, ihren Glauben zu verbreiten; dazu kommt, daß in der damaligen Zeit durch Seuchen und Kriege häufig eine grauenhafte Dezimierung stattfand.

Für sehr wesentlich bei der Frage der Abtreibung hatte ich auch die Stellung der Unehelichen in der Gesellschaft. Es mag brutal erscheinen, einen Menschen zu fragen, ob er lieber vor seiner Geburt mit Billigung des Gesetzes aus dem Wege geräumt werden will. Aber die Stellung, die der Uneheliche in der bürgerlichen Gesellschaft gesetzlich bis zur Revolution, tatsächlich auch noch jetzt hat, läßt eine solche Frage sehr berechtigt erscheinen.

Aus diesen nur skizzenhaften Andeutungen ersehen wir, daß die bürgerliche Moral, die Stütze des Kapitalismus, ihr gerüttelt Maß Schuld an seelischen und körperlichen Leid der Menschen hat, und daß es für uns Sozialisten eine hehre Aufgabe ist, unablässig zu arbeiten für die sozialistische Gesellschaft, die erst der Menschheit den wahren inneren Frieden und das innere Glück bringen wird.

Plato.

Von Willy Möbus.

Dreihundertneunundneunzig Jahre vor Christi Geburt trank Sokrates den Giftbecher und beschäftigte damit den Athenern, daß ihr Staat nicht nur eine sittliche Einrichtung, sondern die höchste ethische Anstalt sei, die es gäbe. Doch die Freunde des Sokrates dachten anders über die Sittlichkeit dieses Staates, der einen so hervorragenden Mann wie Sokrates gemordet hatte, wenn auch ihr Meister gerade hierin mit denen übereinstimmen mochte, die ihn zum Tode verurteilt hatten.

Unter den Freunden des Sokrates war einer, der sich Plato nannte und der so stolz darauf war, ein Bürger Athens zu sein, daß er den Göttern dafür gedankt hatte. Aber nicht das allein erfüllte sein Herz mit Dankbarkeit, sondern vielmehr die Tatsache, daß er als Athener ein Zeitgenosse des Sokrates sein durfte. Aus vornehmem Hause stammend, war er sorgsam erzogen worden und betrachtete die Unterweisung, die er durch Sokrates bis zu dessen Tode empfangen hatte, als das höchste Geschenk, das ihm jemals zuteil werden konnte. Acht Jahre lang war er der Schüler des Sokrates, und als dieser auf so schändliche Weise um sein Leben kam, war Plato ein Mann von 28 Jahren.

Sein Meister war so gestorben, wie er gelebt hatte: ruhig, überlegen, in voller Harmonie seines Denkens und Handelns. Dennoch hatte der Anschauungsunterricht, den Sokrates durch sein Verhalten dem Schüler erteilt hatte, nicht die Wirkung, die man eigentlich erwarten durfte. Plato empfand den Staat, der einen Sokrates anlagte und wegen „Verführung der Jugend und der Einführung neuer Götter“ zum Tode verurteilen konnte, nicht mehr als eine sittliche Einrichtung. Er verließ Athen, dessen stolzer Bürger er gewesen, und durchwanderte einen Teil der ihm bekannten Kulturwelt. Er sah Afrika, Italien und Sizilien. Er besuchte die hervorragendsten Männer jener Zeit. Sein Denken, das seine Jugend war, wuchs über seinen Meister Sokrates hinaus. Von eigenen Gedanken erfüllt, kehrte er endlich nach Athen zurück und gründete hier als Achtundvierzigjähriger seine Philosophenschule. Die öffentlichen Angelegenheiten des Athener Staates sind ihm ein Greuel. Er haßt geradezu den gewöhnlichen Politiker, der ohne tiefes, umfassendes Wissen sich in die Dinge des Staates mengt. Er kargt nicht mit Ausdrücken der Verachtung gegen den Staat, in dem er lebt. Die Philosophen, so lehrt er, sollten Könige sein. Berechtigt ist ihm oberster Grundsatz. Wie muß der gerechte Staat beschaffen sein? Wie muß der Staat beschaffen sein, der einen Mann wie Sokrates nicht tötet?

So entsteht die „Politika“, jenes umfangreiche Werk von der Staatsverfassung, in dem er das Ergebnis seines Nachdenkens für alle Zeiten niedergelegt hat. Von Grund auf muß die verrottete Gesellschaft geändert werden. Eine neue Erziehung ist nötig. Aber nicht alle sollen ihrer teilhaftig werden: nur die Einsichtigen, die mit vernunftgemäßem Willen Ausgestatteten, und die mit unbezähmbarem Mut Begabten. Sie sollen dann im neuen Staat die Führung übernehmen. Die Weisheit der herangebildeten Philosophen, die Tapferkeit der Mutigen sollen sich vereinen zu einer gerechten Leitung der Staatsgeschäfte. Die große Masse aber soll den Führern blindlings folgen. Sie läßt sich im allgemeinen nur von ihren Begierden, ihren sinnlichen Trieben leiten. Ihre Haupttugend ist daher Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Bei ihr erscheint jeder Versuch zu einer höheren Erziehung ausgeschloffen. Nur die Tüchtigsten sollen emporsteigen können, aber Plato glaubt nicht, daß es allzu viele sein werden. Die große Masse erscheint ihm daher gut genug als Lohngeber und Ernährer der beiden oberen Stände, der Philosophen und der Krieger. Gegen Ausbeutung ist sie geschützt durch die Gerechtigkeit der Staatslenker, die sich stets als Brüder und Freunde ihrer Ernährer fühlen sollen.

Nur die beiden oberen Stände leben im Idealem Kommunismus miteinander. Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Sie essen und wohnen gemeinsam, sie besitzen kein Privatvermögen, alles ge-

hört unter ihnen allen. Selbst Frauen und Kinder gehören allen und die Kinder werden gemeinsam erzogen, so daß eine Regierung von Eigennutz gar nicht erst aufkommen kann. Sie sind eine einzige große Familie.

Plato hoffte, diesen Idealstaat verwirklichen zu können. Er hoffte, daß der ältere und später der jüngere Dionys, beide Tyrannen von Syrakus, unter seinem Einfluß in den von ihnen beherrschten Gebieten sein Staatsideal verwirklichen würden. Insbesondere der jüngere Dionys, der erfüllt von der Philosophie Platons die Herrschaft angetreten hatte, erwiderte seine größten Hoffnungen. Doch auch hier waren die Verhältnisse stärker als der gute Wille des einzelnen. Der jüngere Dionys hatte genug zu tun, um seinen Staat gegen die ständigen Bedrohungen durch die Karthager und die italienischen Völker zu schützen, sowie die Ordnung im Innern wieder herzustellen, die vor allem durch Kassenkämpfe in Syrakus schwer bedroht war. So fand er keine Zeit, an die Verwirklichung des platonischen Staates auch nur zu denken.

Allein alle diese Widerstände, die der der Wirklichkeit abgewandte Plato nicht vorausgesehen hatte, hinderten ihn nicht, in den „Gesetzen“ einen „zweitbesten“ Staat zu schildern. Ein Gebiet im Innern Kreias soll in 5040 Landlose aufgeteilt werden. Die Landarbeit ist die einzige des freien Bürgers würdige Beschäftigung, Handel und Gewerbe ist Sache der Skaven und Freigelassenen. Was sich irgendwie gemeinwirtschaftlich regeln läßt, ist bedacht. Ein beschränktes Wahlrecht wird den Bürgern zugestanden. Auch hier soll die Erziehung der Kinder Staatssache sein, auch hier soll es gemeinsame Mahlzeiten geben. Jeder soll sein Landlos als Eigentum des Staates betrachten. Gemeinshaftlichkeit alles Eigentums und gemeinsame Bewirtschaftung von Grund und Boden erscheint Plato zu hoch für das lebende Menschengeschlecht und unmöglich nach der Art, wie es aufwächst und erzogen wird. Das bleibt ein Ideal für Götter oder Göttersöhne, von dem niemand weiß, ob es irgendwo ist, oder dereinst sein wird.

Im Nachdenken und Lehren, im Werben um seine Philosophie verbringt des großen Platons Leben. Die Idee ist ihm das Höchste. Die erhabenste aller Ideen ist die des Guten, von der es nirgends ein Abbild gibt und die daher nur mit Mühe zu schauen ist. Nüchtern-jährig beschloß Plato sein Leben. Sein Denken war aus der gemeinen Wirklichkeit in jene hohen Gipfel geflüchtet, die zu erreichen im Laufe der folgenden Jahrtausende nur wenigen begnadeten Geistern zuteil wurde.

Als ich zur Schule ging.

Mit-Berliner Erinnerungen von Henni Lehmann.

Erst zehnjährig im Jahre 1872 schickten mich meine Eltern zur Schule. Bis dahin unterrichtete mich meine Mutter selbst. In diese Jahre der Kindheit fallen die großen Kriege. Von 1866 weiß ich nur noch, daß der 20. September, an dem der Einzug der Truppen stattfand, ein sehr warmer Herbsttag gewesen sein muß, da meine sparsame Mutter der Hitze wegen vom Schloßplatz in einer Droschke nach Hause fuhr, worauf sie „der Storch ins Bein biß“ und mir ein Brüderchen geboren wurde. Aber von 1870 habe ich ein unheimliches Bild behalten von Männern mit verbundenen Köpfen, die zu meinem Vater in die Sprechstunde kamen. Er war behandelnder Arzt in einem von Frau Lina Kelsch, der Schwiegertochter des Stadtrats Kelsch, geleiteten Privatlazarets. Auch sang man damals allerlei Lieder, die mir Erinnerung sind: „König Wilhelm sah ganz heiter einst zu Ems und dacht nicht weiter an die Hände dieser Welt“. Es ist nicht uninteressant, aus diesem Lied zu ersehen, daß 1870 uns die Auffassung eingeprägt wurde, der leitende Hohenzollernfürst sei völlig ahnungslos und harmlos von den Kriegsbegebenheiten überrascht worden. Nach Sedan sang man das geschmacklose: „Was kraucht dort in dem Busch herum, ich glaub, es ist Napoleon“. Des Einzugs der Truppen erinnere ich mich noch recht genau. Ich sah ihn von der Parterwohnung unter den Linden 78 an der Ecke des Pariser Platzes. Die Soldaten schüttelten, als sie durch das Brandenburger Tor kamen, den Staub von den Füßen und riefen lachend: „Brandenburger Schnee“.

Der Krieg griff bei weitem nicht in dem Umfange wie 1914 bis 1918 in die Einzelleben ein. An zwei Todesfälle nur erinnere ich mich, der eine betraf einen jung verheirateten Offizier, der andere den einzigen Bruder zweier Schwestern Löwenberg, von denen die ältere, Amelie, lange Gesellschafterin der alten Frau Meyerbeer, der Witwe des Komponisten, gewesen war, deren Tochter war mit dem Maler Gustav Richter verheiratet, dem damals populärsten und gefeiertsten Maler Berlins. Reproduktionen der Bilder seiner Frau und seiner schönen Kinder, die er immer wieder malte, erblickte man überall. Heut ist er fast vergessen.

Mit einer anderen populären Persönlichkeit Mit-Berlins bin ich als Kind einmal in direkte Berührung gekommen, mit dem alten Wrangel, dem Führer des unglücklichen hollsteinischen Feldzugs von 1849, den mein Vater mitgemacht hatte als freiwilliger Arzt, nachdem man ihn 1848 als Barrikadenkämpfer aus Berlin ausgewiesen hatte. Doch davon wußte der alte Wrangel nichts, als er mich kleines Mädel auf der Straße anhält, sein zerlittenes Allmännergeschicht in tausend Falten legt und aus einer Tasche einen höchst schmierigen Bonbon zog, den er mir in den Mund schob.

„Der hat dir der alte Wrangel geschickt“, sagte er. Und da ich es ehrfürchtig auf,

Und dann kam ich 1872 in die Neumannsche „Höhere Töchterschule“. Ich glaube, sie war die älteste höhere Mädchenschule Berlins, vordem hatte sie am Krögel gelegen, der alten Straße, die vom Rastenmarkt abgeht, in der sich vor Hunderten von Jahren die alten Badesüben befunden hatten. In meiner Kindheit war das Polizeigefängnis dort, zu dem der berühmte „grüne Wagen“ fuhr. Später entstand das Polizeigebäude am Alexanderplatz. Die Schuldvorsteherin Marie Neumann war die Tochter jenes Aachdichters Wilhelm Neumann, der zu dem Chamisso-Kreise gehörte, zu dem Heinrich Heine in so scharfem Gegenlag stand. Auf ihn beziehen sich Heines bekannte spöttelnde Worte bei Frühlingsgefühlen unter den Linden:

„Herr Wilhelm Neumann, was gehen Ihnen die grünen Bäume an?“

Der Sohn Chamissos, der alte Medizinalrat Chamisso, ein kleiner kugelrunder Herr, pflegte zuweilen in einem kleinen Wagen bei unserer Schule vorzufahren. Er war Fräulein Neumanns ärztlicher Berater. In einem Schulraum stand auch noch ein Schrant mit fessamen fremdländischen naturwissenschaftlichen Objekten, die von Chamissos Weltreise stammen sollten.

Die Schule lag damals noch in der Blumenstraße, der Wallner-Theater-Straße gegenüber. Später wurde sie nach dem Grünen Wea 17 verlegt, in das Haus eines Herrn Ehrenfried Hessel, der, wenn ich nicht irre, rechtsgerichteter Stadtverordneter war. Es war recht angenehm, daß unserer Schule in der Blumenstraße schrägüber an der Ecke der Blumen- und Alexanderstraße die Boffische Konditorei lag, in der man für einen Groschen einen herrlichen Windbeutel mit Schlagflöhe oder ein Sahnenbaiser bekam und verschiedene populäre Theatergröße bestaunen konnte. Die Wallner-Theater-Straße, in der wir wohnten, war damals die Theaterstraße Berlins, es lag darin das Wallner-, das Königstädtische und das Residenztheater. Das Wallner-Theater erlebte die klassische Zeit der Berliner Posse, als Reusche, Helmerding, Neumann dort tätig waren, und ein Schrei des Schmerzes und Entsetzens durchhallte Berlin, als Reusche tödlich verunglückte dadurch, daß er herunterstürzte mit einem Balkon, der sich vom Gebäude löste. Helmerding war allgemein bekannt und allgemein beliebt. Ich sehe heute noch sein köstliches humorvolles faltiges Gesicht vor mir. Auf der Bühne war er in jeder Bewegung von übermächtiger Bewegung und machte dadurch den kleinsten Scherz lebendig, so wenn er mit dem dümmsten Gesicht der Welt fragte, als man ihm gegenüber das „Ei des Kolumbus“ erwähnte: „Legt denn der alte Mann immer noch?“ Sein Humor blieb ihm auch im Leben treu, und man erzählte davon unzählige Scherzreden. Die Hiebe des Residenz-Theaters, das vorwiegend französische Lustspiele gab, war Engels und die ganz jung gestorbene reizende Martha Ramme, von der ich noch ein Bild besitze. In unserer Schule gingen auch die Kinder aus Schauspielerfamilien, meist jünger als ich, Melanie Wegner, die Schwester Ernestine Wegners, Hermine Engels und die reizende kleine „Heichen, Rädchen, Gretchen Formes“, wie sie ihren Namen angab, die später selbst Schauspielerin an der Bürg in Wien war. Das Residenz-Theater hatte auch große Gastspiele. So gastierte einst die berühmte Tragödin Charlotte Walters dort in Wilbrandts „Arria und Messalina“.

Ich bin gern zur Schule gegangen, und es herrschte im allgemeinen ein netter Ton bei uns. Die Lehrer waren wohl zum Teil recht philistris. Unser alter Physiklehrer baute umständlich allerlei Apparate zusammen, um uns etwas vorzuführen, was er nie fertig brachte, worauf er jedesmal seelenruhig sagte: „Von diesem Experiment könnte man wohl sagen, es wäre nicht gelungen.“ Er illustrierte alles, wovon er sprach, wenn irgend möglich, durch Berührung seines eigenen Körpers, was bei Erwähnung der Affen mit Badentafeln und Gefühlschwelen etwas eigenartig wirkte. Dankbare Erinnerung bewahre ich einigen Lehrern der Oberstufen und des sich anschließenden Seminars, das Selektia genannt wurde, vor allem dem späteren Stadtschulrat Karl Gerstenberg, der uns die Geschichte der französischen Revolution außerordentlich freudig und großzügig zu veranschaulichen wußte. Im übrigen hörte damals für uns die Weltgeschichte mit den Freiheitskriegen auf, und ich habe deshalb heute immer noch ein wenig die Empfindung, als läge zwischen 1815 und 1870 leeres Land.

Fast allgemein war, als ich zur Schule kam, noch das Privatschulsystem für Mädchen in Berlin herrschend. Als erste städtische Schule entstand wohl die Viktoria-Schule in der Prinzenstraße. Ihr gegenüber in der städtischen Turnhalle hatte ich als kleines Mädel Turnunterricht bei Prof. Ungerstein, der auch in Berlin recht bekannt war und sich wohl um das dortige Turnwesen Verdienste erwarb.

Unvollkommen wäre das Bild meiner Schule, wenn ich nicht der Schwester Marie Neumanns, Martha, die mit ihr lebte, gedächte. Tante Martha und Tante Marie nannten wir die Beiden. Tante Martha war gefühlvoll, eine sogenannte „schöne Seele“. Die Sage ging, sie habe eine unglückliche Liebe gehabt und ihr Bräutigam selbsterstochen. Sie las mit uns in der Selektia deutsche Dichter. Bei rührenden Stellen weinte sie echte Tränen, und dann kannte ein Kröpfchen, das sie immer mit einer Brosche zusammengesteckt trug, um ihren Hals herum solange, bis die Brosche auf dem Rücken saß. — Aber ich habe Euch doch sehr lieb gehabt, Tante Marie und Tante Martha, und Dich, meine liebe alte Schule im sieben alten Berlin. — Unter meinen Schulfrauen gemann ich Lebensfreundinnen. Auch andere sind mir in freundlicher Erinnerung. Viele haben es nicht solange ausgehalten wie ich auf dieser gegenwärtig nicht sehr reizvollen Erde. Wenn eine von denen, die noch da sind, diese Zeilen liest, so sende ich ihr einen herzlichen Gruß.

Wissen und Schauen

Die ältesten Faustspiele. Das alte Volksstück vom Faust, diese großartige Gestaltung des Geistes der Reformationszeit, die uns durch Goethes Weltichtung besonders teuer ist, läßt sich in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr feststellen. Nach unbestimmten Andeutungen über ältere Stücke, die nicht erhalten sind, bietet erst eine Kunstichtung des englischen Dichters Marlowe „Faust“ auch die Grundlage für die frühesten deutschen Faustsitzungen, von denen wir Kunde haben. Diese Entwicklung der ältesten deutschen Faustspiele stellt Prof. Robert Petsch in seiner Neuauflage des von Simrod hergestellten Puppenspiels „Doktor Johannes Faust“ dar, die soeben in Neclams Universitätsbibliothek erschienen ist. Die Faustspiele, die im 17. Jahrhundert von wandernden Komödianten in Deutschland aufgeführt wurden, gingen im Wesentlichen auf das englische Drama zurück, wenn auch bereits manche volkstümliche Einlage gemacht wurde. Eine ungefähre Vorstellung von dieser ältesten deutschen Form gibt das sogenannte Ulmer Puppenspiel, dessen Text auf das 17. Jahrhundert zurückzugehen scheint und das Petsch in seiner Neuauflage als Anhang mitteilt. In den Puppenspielen des 18. Jahrhunderts tritt dann Hanswurst immer mehr hervor, und es wird die wahrhaft geniale Erfindung gemacht, daß Hanswurst als Nachwächter in der Schlussszene seinem verdammten Herrn die Stunden zurufen muß. Was alles in diesem Spiel zu sehen war, zeigt ein Zettel einer Aufführung von 1742: „Besondere Vorstellungen, welche produziert werden. 1. Pluto erscheint auf einem Drachen durch die Luft fahrend. 2. Hans Wurst kommt in Faust' Zauberkreis und wird von deren Geistern verfolgt. 3. Mephistophilus kommt durch die Luft in Faust' Zimmer gestiegen. 4. Stellt Faustus dem Herzog von Parma folgendes vor Augen: die Plagen Faustus dem Herzog von Parma folgendes vor Augen: die Plagen Tod. 5. Ein Weibsbild wird öffentlich in eine Furie verwandelt. 6. Wird Faust unter einem Geisterballett von den Furien zerissen. Den Beschluß macht ein Ballett und lustige Nachkomödie.“ Ein Spiel der Art war es, das auch dem Knaben Goethe die erste Bekanntschaft mit dem Stoff vermittelte, und diese volkstümliche Form des alten Dramas, die in den Fassungen verschiedener Puppenspieler sich mündlich von Generation zu Generation vererbte, hat mit ihrer Verbindung von Tragik und Komik, mit ihren schauerlichen Bildern und ihrem tiefsten Grundzug bis heute ihre Wirkung gewahrt, wie die allerneuesten Aufführungen des Marionettenspielers Puhonny beweisen.

Völkerkunde

Sänglinge in Salz. Bei einer ganzen Reihe orientalischer und erdlicher Völker, so bei den Arabern, Persern, Griechen, Georgiern, Armeniern, besteht der seltsame Brauch, das Neugeborene nur mit Salz zu bestreuen, ohne es zu waschen. Bei den Maioten wird es sofort von Kopf bis Fuß mit einer Mischung von Salz und Pfeffer abgerieben. Die Bergbewohner Mauriens in der asiatischen Türkei legen das neugeborene Kind sogar 24 Stunden lang in Salz, um seine Haut zu kräftigen. Die Tataren, Kurden und Armenier des Kreifes Schoruro-Doralagesk bestreuen ihre Kinder zwar auch mit Salz, lassen ihnen aber nach Verlauf von zwei bis drei Stunden ein warmes Bad angedeihen. Viele römische Aerzte, so Galen, Roscion und Soranus, empfahlen, das Kind in warmem Salzwasser zu baden; sie folgten damit nur einer altjüdischen Sitte. Heißt es doch Hesekiel 16,4: „So hat man dich auch mit Wasser nicht gebadet, daß du sauber würdest, noch mit Salz gerieben.“ Auf der Südseeinsel Rotuma reibt der Häuptling Gesicht, Zahnfleisch und Lippen des Neugeborenen mit Salzwasser ein, und auf den Philippinen wird dem jungen Regentkind eine Messerspitze voll Salz in den Mund gestopft.

Daß gerade das Salz so häufig zur Verwendung kommt, läßt darauf schließen, daß schon im Altertum auch die Naturvölker den hohen Wert des Salzes wohl erkannten. Führten doch Hermanduren und Chaiten, Burgunder und Nomaden blutige Kriege gegeneinander um den Besitz streitiger Salzquellen. Homer nannte das Salz „nötlich“, Horaz sang: „Mit wem gem lebt gut, wenn auf bescheidenem Tische das väterliche Salzfaß glänzt“, und im Neuen Testament werden die Jünger das „Salz der Erde“ genannt. Vielleicht im Anklang an den „Salzbund“ des Alten Testaments lebten die Salzburger Bauern vor ihrer Vertreibung aus der Heimat Salz. Kein Wunder also, daß bei einem so wichtigen Akt, wie es nach alter Anschauung die erste Kindesreinigung war, das Salz nicht fehlen durfte, zumal es vorzüglich geeignet war, das Neugeborene von dem ihm anhaftenden Schleim zu befreien. Von noch weit merkwürdigeren Gewohnheiten als dem Bestreuen mit Salz berichtet Dr. H. Pfalz in seinen anthropologischen Studien über „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“. Besonders bei den Germanen herrschte die Sitte, die Neugeborenen in kaltem Wasser oder im Fluß zu baden. Das gleiche erzählt Strabo von den Scythen. Dagegen eiferle mit Recht schon der römische Arzt Galen, aber noch Rousseau und der englische Philosoph Locke fühlten sich bewogen, für das Baden in eiskaltem Wasser eine Pange zu brechen. Noch heute waschen die Pappen und die Nauraks, ein Samojedenvolk, ihre Kinder mit Schnee.

Wertwürdigerweise verkennen einige Völker die hygienische Notwendigkeit eines Reinigungsbades und waschen ihr Neugeborenen überhaupt nicht. So werden nach den Berichten von Forschungs-

reisenden die Fessalinder bis zum dritten Jahr nicht gewaschen. Die Nabilen reiben das neugeborene Kind lediglich an den Gelenken ein, und die Patagonier beschmierern es mit feuchtem Gips. In Kamtschatka wird das Neugeborene mit Berg gereinigt, ähnlich wie es in Neuseeland lediglich mit einem alten Stück Opoffumfell trocken gerieben wird. Das Basutokind wird, statt gebadet zu werden, von Kopf bis zu den Füßen tüchtig mit Fett eingerieben, und das Apachenkind am Rio Colorado wird mit trockenem Sand gepudert. Die Hottentotten schätzen als Reinigungsmittel — frischen Rußmisch, während die Indianer in Alaska den — Pferdeharn vorziehen!

Erdkunde

Die Zahl der Vulkane auf der Erde und dem Mond. Dr. Friedrich Wächter in Treibach-Althofen in Kärnten, der sich lange Jahre mit Vulkanstudien beschäftigt hat, gibt die Zahl der Vulkane auf der Erde auf 700 an, so daß auf 700 000 Quadratmeter ungefähr ein Vulkan käme; dagegen kann man auf dem Monde, und zwar allein auf der uns zugewandten sichtbaren Hälfte, 32 800 vulkanähnliche Gebilde zählen; das macht auf je 680 Quadratmeter einen Vulkan. Die Vulkane sind also auf dem Monde mehr als tausendmal so dicht gesät wie auf der Erde, und es ist dabei die uns unbekanntere Rückseite des Mondes noch unberücksichtigt. Nimmt man für die Rückseite ähnliche Verhältnisse an, was ja doch das Wahrscheinlichste ist, so wächst das Verhältnis auf das Doppelte. Man wird schon aus diesem Verhältnis schließen müssen, daß es bei Entstehung der Vulkane auf dem Monde anders zugegangen ist wie auf der Erde. Wächter vermutet, daß die großen Basalbenen und Ringgebirge, sozusagen Riesenkrater, auf dem Monde entstanden sind durch den Aufsturz großer Meteorite, die von außen auf den Mond hinabstürzten, daß dagegen die kleineren Krater, die etwa denen der Erde entsprechen dürften, aus dem Spalten hervordrangen, die durch den Anprall der großen Meteoriten entstanden. Diese wären also sekundäre Erscheinungen. Das Vorhandensein dieser gewaltigen Spalten zeigt sich auch auf den bekannten Rissen des Mondes. Vielleicht waren diese vielen Meteoriten, die auf den Mond stürzten, die Trümmer eines zweiten Erdmondes, der von irgendeiner Katastrophe heimgesucht wurde. Es ist ja auffallend, daß alle äußeren Planeten, Mars, Jupiter usw., mehr als einen Trabanten besitzen, die Erde aber sich mit einem einzigen begnügen muß.

Gesundheitspflege

Massenuntersuchungen der Studentenschaft. Um über den heutigen so sehr gefährdeten Gesundheits- und Ernährungsstand der deutschen Studenten ein klares Bild zu gewinnen, hat Prof. Wilhelm Weiz im letzten Wintersemester Massenuntersuchungen der Tübinger Studentenschaft vorgenommen, über deren Ergebnisse er in der „Klinischen Wochenschrift“ berichtet. Es gelang durch eine offizielle Verfügung etwa 90 Proz. aller reichsdeutschen Studierenden in Tübingen zur Untersuchung zu bringen. Es handelte sich um 1640 Studenten und 136 Studentinnen. Es ergab sich daraus ein Abbild des Gesamtzustandes der Studenten, der aber vielleicht noch etwas schlechter anzunehmen ist, weil die inkorporierten Studenten, die im allgemeinen eine bessere Auslese in körperlicher Beziehung darstellen, so gut wie vollständig untersucht wurden. Bei den Längenmessungen zeigte sich, daß unter den Studenten die Größen von 174 bis 174,9 Zentimeter am häufigsten vorkommen. Die mittlere Größe beträgt 173,5 Zentimeter. Dieser mittlere Wert der Körpergröße der Studenten übersteigt den allgemeinen Durchschnitt in Deutschland, der früher mit 160 bis 170 Zentimeter angegeben wurde. Vergleicht man das Körpergewicht der Tübinger Studenten im Winter 1922 mit dem während des Krieges vorgenommenen Ermittlungen der Durchschnittsgewichte bei jungen Männern, so ergibt sich, daß die Gewichtsahlen der Studenten sehr beträchtlich hinter dem früheren Werte zurückbleiben; die Studenten haben ein Untergewicht von 4 bis 5 Kilogramm und mehr. Die durchschnittliche Größe der Studentinnen beträgt 163,06 Zentimeter, ist also um mehr als 10 Zentimeter geringer als die der Studenten. Das Gewicht der Studentinnen ist im allgemeinen bei den geringeren Körperlängen größer als das der Studenten, bei den größeren Körperlängen etwas kleiner. Von Interesse ist das Ergebnis der Organuntersuchung, besonders das der Lungen. Es wurde bei 35 Studentinnen, darunter vier weiblichen, aktive Tuberkulose festgestellt; bei 24 Studenten, darunter vier weiblichen, waren Zeichen einer abgeheilten oder in Heilung begriffenen Tuberkulose vorhanden. Bei 10 Studenten wurde das Bestehen eines Herzfehlers festgestellt. Sowohl verschiedene der Tuberkulose- wie der Herzkranken hatten von dem Vorhandensein dieses Leidens keine Ahnung. Es ergibt sich also aus diesen in großem Umfange durchgeführten Untersuchungen in exakter Beweisführung die auch sonst bekannte große Not der Studierenden. Auf Grund der Befunde konnten die Hilfsmassnahmen in sachlichster Weise durchgeführt werden. „Alles in allem glauben wir“, sagt Prof. Weiz zum Schluß, „daß der Studentenschaft mit der allgemeinen Untersuchung ein guter Dienst getan ist und möchten sie auch für andere Universitäten empfohlen. Wir werden in jedem Semester durch Untersuchung der neu immatrikulierten Studenten unsere Listen auf dem Laufenden halten und hoffen, über den Zustand der übrigen dadurch unterrichtet zu bleiben, daß wir sie in jedem Semester einmal wiegen.“